



# Bauern und Bauerndörfer

Aus dem außergewöhnlich lebenswerten Buch „Der Brandenburgische Bauer“ von Max Hœchm. erschien 1890 in der Reihe „Deutsche Welt“, entnommen wie der freundliche Genehmigung des Verlages Edwin Runge in Berlin-Tempelhof Aussüge der Abschnitte „Der brandenburgische Bauer“ und „Brandenburgische Dörfer“.

## Der brandenburgische Bauer

In weiten Kreisen Deutschlands herrscht auch heute noch, wenn man von den Lebensformen der Bauern östlich der Elbe spricht, die ungewöhnliche Vorstellung, daß hier eine Kaste von adeligen Großgrundbesitzern die wenigen Bauern, die sich in den dämmernden Dörfern und Städten finden, beobachtet, und bei Brandenburg galt dabei nur das Wort vom Bauer unter seinen Jüngsten. Politische Tendenzen haben diese Belehrung noch verschärft.

Politische Schlagworte verzerrten oft das Bild der Wirklichkeit. Der brandenburgische Bauer litt wie alle Bauern Deutschlands, aber längst fanden seine Bindungen nicht mehr vornehmlich auf den großen Gütern, sondern in den Städten mit ihren Banken und Spekulanten. Vom Adel ist der Brandenburger schon vor Generationen frei geworden, denn viele der früheren Güter sind in anderen Händen, und wo der Adel noch besteht, noch auf dem Lande wohnt, spielt er in Brandenburg für den freien Bauern keine Rolle mehr. Geschichten über ihn als alte ungerechte Besitzerin des Bodens, und aus ihr erfindet das schwere Problem, das wie in ganzen Ostern auch in Brandenburg noch zu leben scheint, gehören Guisele und bauerlichen Kleinfeindern fort. Ein herbe befürchteter Landarbeiter entwölft. Ihnen wieder Boden zu verschaffen, ist die Aufgabe, die der neue deutsche Staat auf sich genommen hat.

Eine dunkle, schwere Geschichte hat der märkische Bauer hinter sich. Was man im übrigen Deutschland heute noch oft von ihm glaubt, in vergangenen Zeiten ist es die brutale Wirklichkeit gewesen. Nicht dem Staat allein, wie die anderen Brandenburger auch, dienten diese Bauern, sondern über sie befahl, näher und damit drückender als der Staat, der adelige Guiseleger, dem sie selbst unterworfen waren. Vergleichlich hat früher die Staatsbildung den Bauern zu helfen gefehlt; der Adel war dem alten Preußen stärker als jeder andere Stand verbunden, daran scheiterte selbst ein Friedrich.

Die alte stolze Geschichte eines freien Lebens auf eigener Erde. In seinem Leben mag er oft hart und mißtrauisch erscheinen, armelig vielleicht auch oft sein Lebenskreis. Über Jahrhunderte ließen sich nicht in wenigen Jahren eines neuen, glücklicheren Beginnens überwinden.

Als freie Männer kamen die deutschen Ansiedler in die Kerkeländer des Mark einschneidend. Sie erhielten ihren eigenen erbliebenen Boden, und deren Marspuren zählten sie ihre Bauern. Gerade in dieser vollstreuen Stellung unterschieden sie sich von den ritterlichen Bauern, der stets hörtig blieb. Schön malte rothäutig sie ihnen der ritterliche Adel. Sie hatten ein prächtiges Bestuum, aber gleichberechtigt standen die anderen Bauern neben ihnen, denn in erster Linie sollten diese Ritter militärisch das neu erworbene Reich schützen und mit ihnen das därmliche Aufgebot. Nur weiter nach dem Osten hin, in den Umländern und der Neumark, war gleich von Anfang an der bauerliche Siebler stärker an seine Mitter gebunden, obwohl er auch hier als freier Mann den Boden nahm. Die deutsche Landnahme erfolgte in diesen Teilen erst im 13. Jahrhundert, und da hatte schon jene unehrbare Entwicklung eingesetzt, die dann den Bauern in ganz Brandenburg verneinete sollte.

Wie haben diese armen brandenburgischen Bauern aus ihrem Herzen keine Freude mehr. Geschichten über sie als alte ungerechte Besitzerin des Bodens, und aus ihr erfindet das schwere Problem, das wie in ganzen Ostern auch in Brandenburg noch zu leben scheint, gehören Guisele und bauerlichen Kleinfeindern fort. Ein herbe befürchteter Landarbeiter entwölft. Ihnen wieder Boden zu verschaffen, ist die Aufgabe, die der neue deutsche Staat auf sich genommen hat.

Eine dunkle, schwere Geschichte hat der märkische Bauer hinter sich. Was man im übrigen Deutschland heute noch oft von ihm glaubt, in vergangenen Zeiten ist es die brutale Wirklichkeit gewesen. Nicht dem Staat allein, wie die anderen Brandenburger auch, dienten diese Bauern, sondern über sie befahl, näher und damit drückender als der Staat, der adelige Guiseleger, dem sie selbst unterworfen waren. Vergleichlich hat früher die Staatsbildung den Bauern zu helfen gefehlt; der Adel war dem alten Preußen stärker als jeder andere Stand verbunden, daran scheiterte selbst ein Friedrich.

Die alte stolze Geschichte eines freien Lebens auf eigener Erde. In seinem Leben mag er oft hart und mißtrauisch erscheinen, armelig vielleicht auch oft sein Lebenskreis. Über Jahrhunderte ließen sich nicht in wenigen Jahren eines neuen, glücklicheren Beginnens überwinden. Mehr als die Hälfte der Bauern müssen sie auf dem Gut arbeiten; in ihrer Gemeinschaft bestimmen der adelige Besitzer, der Gutsmeister, und er kann genauso wie die Guisele und die Geistlichen, und selbst in den persönlichen Fragen ihres Betriebs waren die den persönlichen Fragen ihres Abhängigen von fremder Willkür.

Nicht immer wird das Bild so dunkel gewesen sein, oft regierte in patriarchalischer Fürsorge der Guiseleger sein Dorf, und eine gemischte Abhängigkeitsstufe an die adelige Familie selbst lag im Interesse der Gemeinschaft heran. Wenn es hier ein hohes Drama darin war, die Gewohnheit etwas mildern konnte. So blieb es auch zunächst, als die Bauernsöldner kamen; denn als geflossener Stand stand ihnen der Adel gegenüber und konnte seine wirtschaftliche Sonderstellung behaupten, wie er ja auch von Steuern ausgenommen war.

Breiteten konnten diesen brandenburgischen Adel zwischen kleinbürgerlichen Freizeitbauern, hat es nicht erreichen können. Dazu war jetzt der graue Besitzer zu sehr auf die Bauern angewiesen; es lag auch nicht im Sinne des Staates, hier mehr als unbedingt notwendig zu geben. Wie den einfachen Mann, so brauchte das alte Preußen auch einen Adel; er befehlt, wie die führenden Beamten, und fast alle Offiziere. So konnte und wollte auch ein Friedrich II. nur einen Friede schließen, soweit er möglich war: „Den Bauern ist zu vernehmen, daß sie Ländereien von Bürgern kaufen, und die Bürgen sind am Bauernlegen zu verhindern“, schreibt er in seinem politischen Testamente von 1752. In diesem Sinne handelte der König während seiner ganzen Regierungzeit. Als einfacher Vorstell ergab sich für die Bauern, daß sie auf ihren Höfen leben bleiben könnten und somit wenigstens einen begrenzten Schutz des Staates genossen.

Nur auf den staatlichen Gütern, den Domänen, waren die Verhältnisse beschriftet: Die Dienstleistung der Bauern wurden hier mehr und mehr aufgezehrt, schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurden sie von der Großunternehmer betreut, und schließlich bildeten auf den Domänen selbst allmählich eine ganz neue Art von Landwirten, die später in den im 19. Jahrhundert genannten. Doch diese Gruppen erfassten nur einen kleinen Teil des Bodens; im großen Bereichen diese Zustände bis zum Zusammenbruch Preußens bestehen. Die brandenburgischen Bauern haben sich ohne Widerstand in ihre Lage gefügt. Von wem sollten sie Hilfe erwarten?

Das ganze ostdeutsche Kolonialland hat sich in dieser Weise entwickelt, und hier stand

der märkische Bauer noch nicht am Heftest. Er bewohnte sich immer wüstens einen Fest eigenen Hauses, das Dorf allein hat nicht ganz begrenzt, sondern er ist doch auch bisweilen den Staat, der über allem herrschte. Märkische Bauern erhoben sich freiwillig, als die Schweden ins Land einbrachen, und wollten ihrem Fürsten helfen; sie haben 1813 in grimmiger Art sich gegen die Franzosen gewandt, und als 1848 der König in Berlin von der Revolution bedroht fühlten und überall die demokratischen Agitatoren in den Dörfern auftauchten, da schobert Bismarck, wie sich die Bauern rührten: „Wir melden den Pusater die Bauern aus Schönhausen, es seien Deputierte aus Tangermünde angekommen mit der Aufforderung, auf dem Turm die schwarzwaldgoldene Fahne aufzuziehen. Ich empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde. Dann fuhr ich auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem König nach Berlin zu Hilfe zu ziehen.“

Man könnte einwenden, daß diese Zeugnisse dauerlicher Staatsbeweisen Handelsrechte im 19. Jahrhundert möglich gewesen wären, mit dem Aufbau Preußens und den Freiheiten von Stein wären jedoch die Bauern befreit worden. Aber diese oft wilde Darstellung wird den wahren Haltmärschen nicht ganz gerecht. Auch nach dem Jahre 1810 haben die Bauern in Preußen und damit auch in Brandenburg kein leichtes Los gehabt. Sie wurden sterb, aber sie erlaubten ihr Recht dadurch, daß sie oft mehr als ein Drittel ihres Bodens an den Gutsbesitzer abtreten mußten, um ihn für ihre früheren Dienstleistungen zu entlastigen. Nur die gräflichen Besitzer unter ihnen aber konnten sich so freilaufen, da sie keinen nicht „hannoversischen“ waren, also nur einen geringen Hof besaßen, blieben ziellos, allerdings nicht ohne Grund. Der Adel hatte während der großen Reformzeit abgeschwunden, der Nachfolger des Freiherren vom Stein, Hardenberg, wußte dann vor dem großen Grundfehde zurück, der zähe seine Macht verteidigte.

So ging es weiter abwärts mit den Bauern; denn wenig nur hatten sie eigentlich gewonnen. Die kleinen Besitzer verzögerten jetzt, wie sie sich zu einer mehrjährigen Klafe als andere im Dorfe herabgedrückt fühlten, lieber auf ihren Boden; sie verkaufen ihn und zogen in die Stadt. Die große Auswanderung begann, die für den brandenburgischen Bauern Berlin bedeutete, bis dann die große Industrie im Westen Deutschlands viele Arbeitern an sich zog. Den freien Besitzern aber fehlte es oft an wirtschaftlicher Kraft, auch hier ging manches Gut verloren; der Großbesitz löste alles aufzugeben.

Sir die Güter, sie waren in der Mark nicht zu groß wie jene in Dithmarschen und Westfalen, sie waren zu groß für eine gesunde Entwicklung, fehlten nun die Arbeiter. Man nahm sie, wo man sie finden konnte; Bauernsöhne, arme Kostläden, Bolen, eine bunte Schar von landlosen Menschen. Auf den Gütern entstanden die Schnitterkästen für diese bauerlichen Proletarier, die dem Boden, den sie bearbeiteten, fremd blieben und nie zu eigenem Gefühl gelangen konnten. Hier entstand die große Gefahr, nicht allein für das bauerliche Land, sondern für ganz Deutschland, für den nationalsozialistischen Staat, treift dieses Problem an, um wieder neue märkische Bauern zu schaffen auf einem Boden, den Bauern einst eroberten.

Nur wer die Geschichte kennt, kann den brandenburgischen Bauern verstehen, ermessen aber auch, was der Bauer im Oßlande bedeutet. Und heute regt sich überall neues Bauerndasein in der Mark. Der Druck vergangener Jahrhunderte ist gewichen; auch hier in Brandenburg trägt der Bauer die neue Zeit.

## Brandenburgische Dörfer

fränkische und niedersächsische Einwanderer, vor allem haben sich in Brandenburg ein neuer Stamm verbunden. In seinen körnlichen, unbemühten Wesensformen entzogen uns da zum erstenmal ein Niedersächse entgegentrat, geförmt und entwidelt aber den Brandenburger hauptsächlich dasstädtische Element in ihm. Wie in dem geistigen und politischen Leben Fränen führten, so haben auch in den sichtbar gestalteten Erinnerungen des Brandenburger Raumes fränkische Einflüsse vorgeherrscht. Das zeigt bei den bäuerlichen Siedlungen wie bei Siedlungen.

Der alte sächsische Einzelhof konnte sich  
ganzen ostdeutschen Kolonialland niemals  
ausdehnen. Die Familie, die ihn bewohnte,  
war ein zu kleiner Verband, als die neuen  
Länder zu lösen; Die Wälder zu roden, die  
Berge durch das Land zu bauen. Kriege  
waren zudem die ersten Jahrhunderte  
im Markt: nicht so sehr von den früheren  
Festen, den Wendten, als von aus den her-  
ausen Gefahren: Pommern und Polen  
waren noch lange unruhig an den Grenzen  
gelegen. Auf zerstreute Einzelhöfe hatten  
Brandenburger ihnen niemals schnell ge-  
widderstehen können, die geschlossene Dorf-  
gemeinschaft erwies sich auch aus militäri-

fränkische Siedlungsformen setzten sich mit in Brandenburg sehr überall durch; an die Franken hatten schon im alten aufsölden den Typ der Kolonialdörfer entfaltet, der sich auch jenseits des Elbe bestreute. Das altertümliche Haufendorf mit seinen ausgelöschten Wohnhäusern war dabei nur einer besonderen Form brauchbar, dem Ringdorf. Man hat diesen Dorfthymus in höheren Zeiten gern den Slaven zugeschrieben. Deutlich wie die vielen kleinen Burgenlagen in Osteuropa, die ebenfalls Rundwege darstellen, von den Slaven herunterwirken müssen, so glaubte man es auch von den Franken annehmen zu dürfen. Ein solches Bild bietet jetzt jedoch Brandenburg, zusammengeflochten, drängend sich die Dörfer um einen kleinen Dorfplatz, den ganzen Tag sie erblicken. In diesem Muster sind die Kirche als Mittelpunkt des ganzen Kreises, und das ist eigentlich eine dreifach gesetzte starke Festung, als erste Linie die Dörfler, die füg wie eine steinerne Mauer zusammenhanglos scheinen, und schließlich der letzter Zuflussort die feste Kirche mit ihrem schweren Turm. Der militärische Charakter des Ganzen springt einem sofort in den Augen.

In Brandenburg finden sich solche Mündungen nur an den Grenzen des Landes, im Nordwesten, in der Prignitz und dann wieder im Südosten. Hier könnte ebenfalls eine

sondere Kolonialform von den verschieden  
deutschen Stämmen unter dem zwang  
z. äusseren Verhältnisse gleichmäig ent-  
wickelt worden sein.

Bezeichnend war für die Marx ist eine  
ähnliche Straßendorf, wie es sich schon in  
den Gebieten Altheutschlands entwidelt  
hatte, bevor es auch auf die neuen Kolonial-  
länder im Osten übertragen wurde. Es war  
die gegebene Anlage für das neuerschlossene  
Gebiet. Denn die Einwanderung erfolgte auf  
ein großes Heerstrafen, die wie Aarden das  
ganze Land durchzogen und fest mit seinen  
Burgen und Städten zusammenhingen. In  
einer Ordnung reiste sich zu beiden Seiten  
der Straße Hof an Hof, meistens in einer  
langen Linie. Mit den Sägelmühlen an  
denen dahinter entstand in der ganzen Um-

ein Rechtes, das ebenfalls im Kriegs-  
zeile noch einigermaßen gut zu verteidigen  
war. Ein eigentlicher Mittelpunkt wie bei  
Runddorf fehlte. Die Kirche war in  
Front der Gehöfte eingeschoben, lag aller-  
dings in der Mitte der Weile, und auch ein  
Fangor war hier oft ausgewar-

Mächtiger, schematischer wirkt eine solche Siedlung, aber sie zeigt schon in ihrer ganzen Art die fälschliche Grundlinie, die jeder besonders hervortretenden Neigung widerstreite; es ist das richtige Bild jener männlichen Gemeinschaft, die in ihren Anfängen hervorwuchs auf der gleichförmigen Versammlung aller Menschen in diesem gleichförmigen Verbande beruhete. Jeder Hof misst ungefähr dieselben Maße aus, und auch der ritterliche Herr im Dorfe läge sich mit seinem etwas größeren Besitz ein; erst später hat dann oft der große Besitz sich aus der gleichförmigen Menge der Gehöfte herausgelöst. Nebenall in der Mark haben die neuen Ansiedler diese Erbsträger durchgeführt.

Im Verein mit dem Strafenbörder findet sich in der ganzen Mark kein Radbar, das Andergordt. Vielleicht ist es aus dem Strafenbörder entstanden, oder aber es ist doch eine besondere oldenländische Bildung. Während die westfälischen Teile Brandenburgs mehr Strafenbörder zeigen, nimmt, je weiter man nach Osten kommt, das Andergordt ihre Stelle ein, ohne dass doch die Strafenbörder ganz verschwinden. Auch bei dieser dörflichen Siedlung ist die Hauptlinie des Dorfes, aber sie weitet sich nach den ersten und rechts gelegenen Gehöften zu einem großen, langgezogenen Platz. Wieder lag hier in der Mitte, die Kirche, oft aber hinter ihr ein grasbedeckter Anger, oft auch an einer Seite der fünftümelige geborgene Dorfkirchhof. Und seit dem Andergordt ist das Gemeinschaftsdenken unbestet, es hofft in seiner Form einen öffentlichen Verwaltungsbau, um dem sich dörfliche Leben mit seinen Festen und den Verfeierungen abspielen konnte, und der Raum war für Führerwerke, die auf der kleinen Stadt gesammelt waren und sie durch das Radheim im Dorfkirchhof hielten. Ganz anders als das Strafenbörder ist es entstanden, frühzeitig ist schon das Gut herausgekommen, das sich allerdings auch oft an den Eingang lebt. Dem Andergordt fehlt der strenge Zug der älteren Siedlung, gleichsam als wenn die sternenförmig-harten Seiten vorüber und wieder Zeit und Sinn für befehlende Freuden neommen würden.

In gleicher Weise wie in der gesamten oberländischen Giebelredung hat fränkischer Brauch in Brandenburg auch in den Höfen und Häusern im einzelnen festgelegt. Nur ganz im Nordosten, in der Prignitz, die sich schon durch viele Rundtürme ein allgemeines Bild von der Vorwerbung, ist der alte niedersächsische Bauernhof erhalten geblieben. Hier steht noch das alte Giebelhaus, in dem sich alles, was ein Bauer für seine Arbeit und sein persönliches Leben braucht, unter einem Dache zusammengefäßt.

Ein überrekt vergangener Jahrhunderte, so sehr noch, von Jahrtausenden, ist in der Mark und erhalten geblieben im Osten, in der Udermark und Neumark. Hier allein scheint durch die Slavenzeit hindurch altertümliche Überlieferung bewahrt zu haben im sogenannten Vorhallenstein. Wie das niedrige Sächsische, so hat es auch den hohen Giebel. Er ruht auf einer freien, nach der Straße offenen Laube. Es ist die Ursform des germonischen Hauses.

Über aber dieses Vorhabenhaus ist heute in Brandenburg nur noch in wenigen Dörfern geblieben. Der fränkische Hof hat sich überall verbreitet. Die Frantzen haben seit dem Bau des Wohnhauses ebenfalls mit dem Giebel zur Straße, aber das Gesicht des Gebäudes ist verändert. Der Hofeck von hier aus erfolgt derart, daß die Ecken und Ställen die vollen Formen vom Hause abgelöst sind, folglich es recht unüblich um diesen Hof, der so zum Mittelpunkt der Ansiedlung geworden ist. Erneuerte Umbauten haben hier das ursprüngliche Bild manchmal verändert, aber im allgemeinen ist auch heute noch das bürgerliche Gesicht der Mark klar in seiner fränkischen Grundform zu erkennen. In zwei großen Abhängen sind die Deutschen in die Mark eingedrungen. Im Mittelalter waren es die Frantzen und Niederländer; aus ihren Siedlungsformen ergibt sich das typische Bild.

Ein neuer Zug fügte sich in das Siedlungsgebiet der Mark, als dann im 18. Jahrhundert die großen Preußenkönige die Brüche und Lügachse erbaute. Wieder rief der Staat Bauern aus sein Land, aber diesmal kamen sie aus den verfehlenden Teilen, und der Will des absolut regierenden Königs bestimmte ihnen, wie sie bauen sollten. Das Straßendorf wurde auch jetzt die vorherrschende Form; gelegentlich fand es einen großen, vierstöckigen Platz in der Mitte erweitert worden. Von einer Brandenburgischen Gedenktafel der einzelnen Wohngebäude findet sich hier nicht mehr. Ein König ziehen sich mit der Rückseite zur Straße, die einfachen Häuser hin. Der letzte Rest der früheren deutschen Bauausstattung, in der jedes Haus für sich mit seinen Gebilden stolz die Freiheit des Bewohners betonte, ist dem Geist des preußischen Staates gewichen, der nur noch gleiche, aber fest ihm unterworfenen Menschen anerkannte.

In der Gegenwart ist natürlich auch in Brandenburg manches verändert worden. Besonders in der Form der Dörfer hat sich Neues eingeführt. Die alten verlassenen Häuser sind verschwunden; die alten Giebelhäuser, aus den ihnen legte sich das Wohnhaus mehr befreien, sie ja oft nicht parallel zur Straße. Stärker beeinflusst durch die Güter das alte Bild. Sie liegen breit

zwischen den früheren Gliederungen; hinter dem einfachen Wohnhaus erstreckt sich oft ein schöner Park; aber für ihre Bedürfnisse entstanden auch die öden, häßlichen Arbeitshäuser, die „Schnitterfärmen“, wie man sie nennt. Vom gelag gegenüber den Bauernhöfen, standen sie von der gebildeten Welt dieser Menschen, die oft nicht im Dorfe blieben, sondern nur zu den Festen angehören würden. Die modernen Straßen haben dann die Grundform der Dörfer vielfach verloren; sie gingen bisweilen in ganz andere Richtung als die ursprünglichen Linien, an denen sich die Straßen- und Angerdörfer aufgestellt hatten. So ist das brandenburgische Dorf im Wechsel der Jahrhunderte entstanden zu seinen heutigen Formen. Einfach und anrüchig wirkte es in seiner Gesamtheit, wenn auch die vielen Bäume ihm oft ein freundliches Aussehen verliehenen. Nur in den alten ehrwürdigen Dörfern, die oft noch aus den Kolonialzeiten stammten, fanden sich kleine Bauten und wenig steigen die alten Giebelhäusern mit ihren hölzernen Fenstern auf, überzogen von dem mächtigen Zorn, und im Inneren erzählten die verwitterten Grabplatten der abgestorbenen Gelehrten und die einfachframeden Holzsäulen der dörflichen Pfarrer auf den Mätern von den Geschichts- und dem Schicksal brandenburgischer Bauern.

## Vor 200 Jahren

# Aus alten Tagen der Konföderation-Gemeinde

Schenkungen an die Kirche — etwas von der Amentafel

In alten Aufzeichnungen über das Gemeinleben der Landsberger Konföderationsgemeinde begegnet der Leser immer wieder dem Opferwillen, durch den die Gläubiger der evangelischen Gemeinde befehlt waren. Interessant ist eine Ueberzahl über die Schenkungen vor etwa 200 Jahren.

### Eine königliche Schenkung

Als 1704 unsere Konföderationskirche neu erbaut wurde, leisten wir u. a. von Geschenken des Preußenkönigs. Da heißt es u. a.: „In anno 1704 haben S. König. Majestät in Preußen, Friederikus I. der hiesigen Evangelisch-Reformierten Gemeinden aus hohen Gnaden geschenkt: I. einen silbernen vergoldeten Nachtmals-Kelch, unter demselben sich diese Worte eingraben stehen: Seine Königl. Majestät von Preußen haben aus hohen Gnaden diesen Kelch, der Reformationen Gemeinde zu Landsberg an der Warthe geschenkt, den 18. Januarii anno 1704. 2. einem Silber vergoldeten Grabschaffell, auf demselben eine Goldene Kreuzfahne: Seine Königl. Majestät in Preußen aus hohen Gnaden diesen Grabschaffell der Reformationen Gemeinde zu Landsberg an der Warthe geschenkt, den 18ten Januarii anno 1704.“ Eine deutsche Bibel, gedruckt zu Erfurth im Mai 1693 in schwarz Corduan eingebunden mit einem vergoldeten Schnitt. 4. 20 Blattblätter. 5. 20 Heidelberg-Catechismos.“

Weiter ist von monatelangem Geschenken der Gemeindegleiter aus Landsberg und auch aus der Umgegend zu lesen. So schenkte ein Herr Rodler aus Gladom „einen vierzig, großen, altenen Tisch mit schwarzen gedrechsletten Stühlen und Knobeln.“ — Anno 1711 hat Herr Friedrich Hoffmann der Lutherischen Gemeinde eine überreiche Gattung-Luke vorehrlich, und Frau Elisabeth Kunin hat der Konföderation-Kirche das grüne Pflicht-Zuck auf der Cangel geschenkt.“

### Eine Sanduhr wurde geschenkt

Darüber ist zu lesen: in anno 1712 hat Frau Maria Wendelin, vermitteilt Wernerin, der Konföderation-Kirche die Sand-Uhr auf der

Tafel nebst einem Kahl zum Eisenherz verehret. In einer weiteren Notiz finden wir etwas über den Erbauer des Eisenherzes der Uhr wieder: „Der Schäfer-Mann Johann Jacob Knüttel hat das Eisenherz zu gedachter Sanduhr ohne Entgelt gemacht.“

**Handelsmann Troll schenkt eine Glode**  
.... Herr Heinrich Troll aber, ein Materialist zu Berlin und althier, hat die Conventskirche mit einer Glode von etwa 170 Pfund, worauf sein Name gegeffen war, befreit und ist selbige Dom. X. p. Tzlin. h. a. zum ersten mal gelauert worden.“ In einer weiteren Aufzeichnung an anderer Stelle u. a. von diesem Materialisten ist geschrieben: „Um eine von der Glode geschenkte Glode einzunehmen, um eine an die Glode gerichtete Witte um Nebellassung einer freier Grabschaffell gewährt wird.“ II. a. wird da berichtet: „Da auch Heinrich Troll Handelsmann und Materialist zu Berlin und Landsberg an der Warthe — vor einer Zeit eine gute Glode, dergleichen diese Kirche normal gornicht gehabt, aus christlicher Höflichkeit geschenkt, und anjego Umzug getan, das in Confe. davon, ihm in gedachter Kirche zwei freie Grabschaffellen möglichen versprochen werden, wann einer er und seine Chefs in oder bei Landsberg verstorben, oder, da dieses letztere nicht geschieht, doch diese beiden Grabschaffellen seinem hierfür wohnenden Beter, Christian Friedrick Trollen frey verbleiben mögten.“

Am Schlus heißt es, daß diesem Ansuchen, es billig hiermit willfahret werden“ ist, „Geschchen zu Landsberg an der Warthe, den 23ten Aug. 1716.“

Die A m e n - K a s s e findet immer wieder u. a. neben der Witten-Kasse Etwas: „Die Wittenkassen wurden in den Conventen durchgespielt, und nicht leisten kann es vor, daß ein Ansuch aus der Amentafel aus beweisstümlichen Gründen abgelehnt würden.“

### „Apothekertum eine freie Profession“

In einem der Presbyterial-Briefe aus dem Jahr 1721 wurde über das Erführen eines Knaben Heinrich Möller beraten, ihm „seinen Geburtsbriefe etwas aus der Amentafel aufzustellen zu lassen.“ Es heißt dort u. a.: „Der

Knabe Joh. Heinrich Möller, der die Apotheker-Kunst zu lernen willens ist, bitte uns aus unserer Amentafel zu seinem Geburtsstags-Briefe etwas aufzustellen zu lassen.“ Neben dem Beischluß, der Knabe soll nach jenseits der Amentafel bestellt werden, steht: „Wann einer Geburtsbrief aus der Amentafel hätte, sollte ihm das Geld darzu aus unserer Meinen-Gasse gereicht werden. Aber als Apotheker, meinte H. Beimann, bedürfe er keines Geburtsstags-Briefes, weil die Apothekerkunst eine freie Profession sei.“

### Nicht alter Verdienst durch die Gansburg jaget Jagen“

In einer reich berben Sprache sind hier und da die Worte, die die Amentafel aus wohlem Abschluß der Ritter und einen Vertrag aus der Amentafel erfolgte. So wurde von einem T. Blume ein Vertrag erbeten, um sich auf dem Lande Arbeit suchen zu können. Dieser Blume wird in vorherigen Protocols bereits als „Gottloser“ bezeichnet. Er soll schon mehrfach Hilfe erfahren. Auch dieser Vertrag wird ihm gewährt, gleichzeitig aber angebedeutet, daß er auf unfehl' Höflichkeit nicht zu verlaufen habe, sondern müsste sich nach Arbeit umsehen, darf am Ende und nicht allen Verdienst durch die Jagdsburg jagen. Ein ähnlicher Fall folgt: „Der Knabe ist ein armer H. Maschke, so heißt es, wenn er auf die Mäuse der Communität gehen sollte, etwas zum abgeschlagen werden, weil der Bader kostbar erarbeitet müßte, um seinen Kindern etwas vorzubereiten und nicht alles wegfressen und verlaufen.“ Als Schluß lesen wir u. a.: „Doch hatt ihm der Prediger ein altes Kleid gesaftau und zwect machen lassen.“

Aus manchen Sätzen geht zum andern auch hervor, daß nach eingehender Überprüfung recht viel Segen durch manche Gaben gespendet wurde. Was u. a. noch interessant ist jedoch nicht im Zusammenhang mit dem Eigentum der Gemeinde steht, vielmehr ein Beweis einiger ungerner Gedenk ist, infolge vor folgen.

### Radeln und Husnägel im Klingbeutel

Unter einem Punkt vom Convent 1718 steht geschrieben: „Der Prediger erinnerte an den Herrn B. Triften, das über unten Klingbeutel möchte ein Blech gemacht werden, damit seine Subscriptions daraus geschenken. Radeln, Hus-Nägel darin eingemessen werden müßten, um die dergleichen viels fältig vorige.“ Am Schlus dieses Pantek wird berichtet, daß „Hestens ein Blech das über gemacht wurde.“

### Ein vergessener Denkstein an Königin Luise

Das Gedächtnis an Preußens unsterbliche Königin Luise wird in den Herzog'sches Wilhelmine Amale von Preußen, geboren den 19. März 1716, geboren den 19. Juli 1810.

Nachts den 25. Juli stand hier die Leiche. An dieser Stelle sahen wir jauchzend ihr entsagen, wenn sie, die Herrscherin, so milder Hohheit Glanz

mit Engelstreidigkeit vorüberzog. An dieser Stelle hör, hier, wir, woffen unsere Thränen, als wir dem hummen Juge beklaut enden gegen sagen: O Jammer, sie ist hin.

# Die wilde Jagd

Von Paul Dahms

Oben im Hohsbieg, der zu den Rüstern am Waldsberg hinaufsteigt, ist es nicht geheimer. Wenn gar ein rauber Nordost und Schneegestöber über die winterliche Feld- und Waldeinsamkeit stieben, wenn auf der Höhe die Rüstern weiterumbraut schwankend läufen und flagen, die Kiefern knarren und ächzen, geht niemand durch diesen Hohsbieg, weil es dort spuеt. Vor Jahrhunderten, oder wohl schon vor Jahrtausenden, keiner weiß es genau zu sagen, soll bei den drei Rüstern einmal eine große Schlacht geschlagen worden sein, in der ein König fiel, und der unter den Bäumen in einem Steinlager bestattet liege. Der soll in dem zwölften Rüstern abtötigen Weihnachten und beim Dreitagsfeinstag in weissem Gewande als Geist einherreite und seinem eigenen Kopf in den Händen tragen.

An anderen Tagen, wenn der Frühling auf die Berge steigt, oder der Sommer hier seinen frischen Reigen auffüht, oder der Herbst Wald und Feld mit bunten Farben behängt, ist es schön, am Hohsbieg unter den Rüstern im Waldverlorener Einsamkeit still Naturandacht zu halten. Taufendmal schöner aber ist es, wenn der Sturm in den zwölf Rüstern breit und kräftig ausholt vom Bruse her die Höhe hinaufsteigt, sich in die tiefen Kronen des Baums fest, sie rüttelt und schüttelt, bis ein Stöhnen und Schreien durch ihre Seelen geht, wenn er jaулend zum Waldbrand hinüberspringt und hier einen tollen Wirbelanz aufstürzt, daß die ganze Heide mächtig auftaucht und braust. Das sind Sturmmeleoden, die Musik für einen einsamen, ergebenen Jäger sind. In diesen Rüstern wird die Sage vom wilden Jäger lebendig.

Mit dem unheimlichen Sausen und Brausen der Winde naht dieser Jagdtag, Geheul und Hundegebell erfüllen die Luft, auf zugesetztem Ross reitet der wilde Jäger, stark und groß, samt seinem Gefolge vorüber, dreibeinige Hunde springen nebenbei und stören feurigen Atem aus. In den zwölf Rüstern zieht der wilde Jäger, so wird hier und da erzählt, pfeifend seiner Heidebraut Bertha nach, die ihm auf einem Beestentil als Hexe vorausreitet, mit einer Keschelle auf dem Rücken, begleitet von toßenden Tieren und Totengerümpel. Bertha soll eins, als sie noch eines fremden Mannes junge und schöne Frau war, des wilden Jägers zweite Seelenhülle getragen haben, die er nun erlagen muss. Und wehe dem, der die wilde Jagd kommt und nie nicht schnell auf ein Wagnegerüste legt! Dem wütet der Führer des Zuges einen Befehl vor die Hölle, den der Mann im nächsten Jahre zur selben Stunde wieder aufstellen muss, wenn er nicht auch ein Waldbogenose werden will.

Bei den drei Rüstern aber geht ein Ab-

nis! Und mag der Sturmwind hier oben noch so wild tanzen und brüllen, eine Nacht die Jagdmeinwohner Zeit geben, die Rüste, die der vor unzähligen Zeiten auf dem Spiegeleimer, die flammande Eucere und höhere Streitkräfte führen, den Tod und eine leise Muhseligkeits fand. In dieser einen Nacht sollen die Gedanken nur umbraut in Trug und Gefösche untertauchen. Sie dörren mit Schwüngen und jagen mit dem Gott des Sturmes, dem Totengott Botan, der als erster wider Jäger die Schar der entflohenen Seelen durch die Lüfte nach Walhall entführte. Und mit ihm tauchten andere wilde Jäger auf, überall und an allen Orten. In der Mart soll es des Großen Kurfürsten General Graf Schwart sein, in Holstein der Jagdmaster Blohm, in der Lausitz Dietrich von Bern, in Hessen sogar Karl der Große und im Odenwald der frunkische und wethache Ritter von Rodenstein, der das weitende Heer über Felder und Wälder und um Burg-

zuinen führte. Dem Rodenstein, dem man nachsagt, er hätte den Weltkrieg angefangen, hat Scheffel ein Lied gesungen:

„Es regt sich was im Odenwald,  
Und durch die Wipfel hallt's und schallt's;  
Der Rodenstein zieht um.  
Vom Rhein her streicht ein schärfer Lut;

Der freibt den Alten aus der Gruft.  
Der Rodenstein zieht um...“

Der Sturmwind singt hier draußen das Lied in einer anderen Melodie, stahlhart und naturgewaltig. Die Melodie reiht die Gedanken mit dem Sturmwind mit, als gehörten sie selber schon zum Gefolge der wilden Jagd. „Und hurre, hurre vorwärts ging's, und seiln und aus, bergab und an. Steis' ritter Reiter reiht und sinkt zu beiden Seiten nebenan...“

Rosigerkampf, Schreien, Wiehern, Stampfen und Faulen ist in den Lüften. Sie ist, als hätte der Rodenstein das schlafende Heer wachgesetzt und stürme damit über deutsche Städte und Dörfer hinweg, über deutsche Erde und durch deutsche Wald, als Singe und Klinge es mit ihm durch hunderttausend Reihen hell:

„Jedweder tu', was seine Pflicht,  
Der Wind vom Rhein, der g'sellt mit nicht.  
Der Rodenstein zieht um.  
Ich reit' und reit' und such' den Mann,  
Der mein' Flamberg schwingen kann.  
Der Rodenstein zieht um!“

(Aus „Ostmarkgeschichten“.)

## Milde Winter in der Mart

Blumen blühen im Dezember

Der Gleichschritt der Wint' hat uns wieder einmal mitten in den Wintern hineingebraucht. Wie wird er sich gebärden? Das ist die Frage, die nicht nur die Gelehrten auf dem Gebiete der Meteorologie, sondern auch sonst viele Menschen beschäftigt. Eine unabdingt aufreisende Voransage kann niemand machen, füntend die Natur ihre eigenen Wege zu geben beliebt und sich nicht beeinflussen oder in bestimmte Formen pressen läßt. Bis jetzt hat die „raue, taupe Geißel“ von seinem alpenglücklichen Seite gezeigt; jedenfalls hat er die Quellsüberfälle noch nicht weit unter den Geprüpfen zu drücken vermögt. Und für die gesamte Volkswirtschaft ist es sehr schwierigständig vorstellbar, wenn ihm dies auch darüber nicht gelingt — wenn nicht unüberhörbare Schneemassen den Verkehr stark einengen.

Zu allen Zeiten hat es auch milde „Märzgenten“ gegeben. So weiß z. B. die Märkische Chronik von Beckmann, der darin auch alle abnormalen Jahreszeiten vom Jahre 780 bis 1750 gewissenhaft aufzeliert hat, daß von folgenden mittleren Wintern an geschrieben:

1236 im November ist es genau 700 Tage

und Februar hat es bei warmen Tagen

alle Malen gekonnt.

1429 blühten an geschnittenen Stellen der Neuentzündung Mitte März die Bäume und der Weinstand Anfang April.

1428 haben am 6. Dezember Blüte, Kornblumen und andere Kräuter gedichtet.

1427 und 1428 ist weder Frost noch Schnee gesehen, so daß im Dezember die Blumen geblüht haben.

1538 ist ein so warmer Dezember gewesen, daß am heiligen Dreitagsmorgen die Mägdelein Kränze von frischen Blüten, Kornblumen und Sternflocken getragen haben.

1750 am 16. Februar liehen sich bereits Frühblühe und Kröten hören; alles grünte und blühte.

Solche und ähnliche Abnormalitäten sind wohl auch in späterer Zeit oft und zu noch zu verzeichnen gewesen; war doch auch das Frühlingsjahr 1934 außergewöhnlich mild und mit völlig angewohnten Wärmegraden am Regiment, nachdem der vorausgegangene Winter in allem durchaus exträtig gewesen war.

## Heimatsegen

Von Müller-Büdersdorf

Weiß mir keine höhere Glück  
Als die Güte der Heimatmände,  
Und angst, wenn sie lang und schmal,  
Dünkt uns liepzig ihre Spend'e.

O wie wirkt die Heimat doch  
Güten reich uns in das Leben!  
O wie ward im Heimatland  
Größtes Glück uns doch gegeben!

## Die Kleidung der Germanen zur Bronze- und Eisenzeit

Über die Kleidung unserer Vorfahre x'en findet man leider noch Ansichten, die in keiner Weise der damaligen Kulturhöhe innerer Ahnen entsprechen. Der Germane war reizlos. Er war in einem ländlichen und schlichten Kulturgeiste wie in der Eisenzeit bereits von Hirzhaaren hergestellt war. Außer diesem Haarschopf standen noch kein gegerbtes Fellstoffe Verwendung. Auch Seine waren bereits in der Bronzezeit nicht mehr unbekannt. Als Kopfschutz trug die Germanen ein feines Haarknoten mit Schnüren, die zum Bestillen über der Stirn dienten, während das Haar seit dem ganzen Hinterkopf bedeckt war, das Haar mit einem Hornkamm aufgesteckt war. Auf dem Körper trug die Germanen einen aus diesem Haarschopf verfestigten Rock aus einem Leibchen und einem Unterkleid bestand. Das Leibchen war aus einem einzigen Beutigut geschnitten. Ein eingeholztes Kreuz bildete die Haarschärfung. Der Unterarm war aus zwei Stoffen. Ein verstreute rechteckige untere Teil des Rockes war zart und reichte bis zu den Füßen. Ein einfaches Leibchen stellte sie um die Menge. Über dem Leibchen trug die germanische Frau einen hübsch breiten Gürtel, der leicht gemusterten Gewebe, ein endlos in funkelnden Mustern. Vorne am Gürtel befindet sich eine Bronzeplatte. An den Gürteln waren Gewebebanderln, Lämme, ein zierliches Messer mit einer Griffscheide angebracht. Auch befand die Germanen religiösen Schmuck. Um den Hals trug sie entweder einen Bronzering oder eine niedrige Bronzeplatte. An den Unterarmen trug sie Armbänder, an den Fingern schmale Rinne. Auf Ausläufer der Germanen gehörten außer vielen Kleidungsstücken noch prächtige Bügelnadeln, Lämme, ein zierliches Messer mit einer Griffscheide angebracht. Auch befand die Germanen religiösen Schmuck. Um den Hals trug sie entweder einen Bronzering oder eine niedrige Bronzeplatte. An den Unterarmen trug sie Armbänder aus Bernstein und Glasperlen. Außerdem Silbernadeln und Spangen, prächtige Fibeln aus Silber und Gold, und oft elegante gefäßlose Steine die Bronzeplatte, die zum Aufnähen auf die Kleidung kleidung dienten. Man sieht also, daß die Kleidung der Germanen allen Bedürfnissen der damals schon hochstehenden Kultur gerechte wurde.

## Märkische Heimat

Es ist mit der märkischen Natur wie mit manchen Frauen. Auch die häßlichen — sagt das Sprichwort — hat immer noch sieben Schönheiten.

Theodor Fontane.

Inhalt: Bauern und Bauernhohe. Von Willy Hoehne. — Das alte Lager der Konserven-Gemeinde. Ein vergessenes Dorfleben an der Oder. — Die wilde Jagd. Von Paul Dahms. — Milde Winter in der Mart. — Hoffnungen. Von Müller-Büdersdorf. — Die Kleidung der Germanen zur Bronze- und Eisenzeit.

Schriftleitung: P. Dahms.